

Kultur & Gesellschaft

Das Erbe der Punks lebt

Ursula Glatz, Präsidentin des Rattenclubs der Schweiz, kümmert sich in ihrer Pflegestation um ausgesetzte, kranke und misshandelte Ratten.

Von Ulrike Hark

In den Achtziger- und Neunzigerjahren war die Ratte das Lieblingstier der Punks – ein Aussenseitertier, mit dem man Normalos wunderbar erschrecken konnte, das dann aber in der eigenen Jackentasche überaus zutraulich war. Inzwischen sind die Punks auf Hunde umgestiegen, aber die Ratten haben sich trotzdem vermehrt. Vor ein paar Tagen musste Ursula Glatz notfallmässig ausrücken, ein Anruf aus Egerkingen, vor dem Einkaufszentrum habe jemand Kartons mit siebzig Ratten abgestellt, Männchen und Weibchen wild durcheinander. «Vielleicht ein Hobbyzüchter, dem das alles über den Kopf gewachsen ist», meint Glatz.

Die Weibchen nahm sie zu sich in die Pflegestation des Rattenclubs nach Titterten BL, die übrigen Tiere wurden auf andere Tierheime verteilt. Rund die Hälfte der Weibchen hat inzwischen geworfen, Würfe bis zu zehn Junge, und jeden Tag werden es mehr. Eine gewaltige «Explosion», die nur mit dem Gang zum Tierarzt beendet werden kann: «Euthanasie ist in einem solchen Fall die

«Es sind vor allem die Hinterhofzuchten, die uns das Leben schwer machen.»

Ursula Glatz

einzig sinnvolle Lösung», sagt Glatz, auch wenn es Tierschützer gäbe, die das unmoralisch fänden. Den Müttern lässt man zwei bis drei Babys, damit der Schock nicht zu tief sitzt.

Rund dreissig Babys hat der Club inzwischen an private Plätze vermitteln können, ausgewachsene Ratten wolle ohnehin kaum jemand haben. Und so wuseln in den Käfigen der Pflegestation die Mütter hin und her und säugen ihre Jungen, die gerade mal so gross sind wie ein kleiner Finger. Rosa-transparent und erst mit kurzem Schwanz.

Für die Forschung gezüchtet

Egerkingen ist kein Einzelfall, Glatz hat teilweise bis zu sechzig Tiere in ihrer Station. «Es gibt in der Schweiz viel zu viele Ratten», sagt sie. Glatz präsidiert den Rattenclub, eine Sektion des Schweizer Tierschutzes, nun schon seit zehn Jahren. Mit den Messies, denen die Polizei immer mal wieder die Wohnung samt Ratten räume, könne sie ja noch irgendwie leben. «Es sind vor allem Hinterhofzuchten, die uns das Leben schwer machen.» Zum Teil seien die Tiere in einem erbärmlichen Zustand. Glatz erzählt von einem Fall, in dem der Auslauf so klein war, dass sich die Ratten an den Beinen selber auffrassen. Ein anderes Mal hatten die Tiere Brandverletzungen von ausgedrückten Zigaretten.

Ratten werden heute vor allem für die Labor-Forschung der Pharmaindustrie gezüchtet, und dies nicht immer unter idealen Bedingungen. Grundsätz-

lich werden sie auf Krankheiten wie Diabetes, Fettsucht oder Krebs absichtlich disponiert, denn bei Laborversuchen müssen sie möglichst rasch auf das zu testende Medikament ansprechen. Was dazu führt, dass Ratten diese Krankheiten in hohem Masse in sich tragen. Fast ausnahmslos erkranken alle im Alter von etwa zwei Jahren an Tumoren oder an Lungenentzündungen.

Depressive Einzeltiere

Was aber nichts an ihrer Beliebtheit ändert, im Gegenteil. Die Punks haben sie zwar nicht mehr im Hosensack, aber die Etablierten lassen sie dafür im Wohnzimmer laufen. «Wir haben in unserem Rattenclub auch Akademiker und Geschäftsleute», sagt Glatz, und sie erzählt von einem Geschäftsmann mit Villa, der eigens einen riesigen Raum für seine zwölf Tiere einrichten liess.

Viele der Clubmitglieder haben ein speziell gestaltetes Rattenzimmer, das den Tieren mit Verstecken und Spielmöglichkeiten Anregung verschafft. Mindestens zwei Stunden Auslauf sollte man den Nagern täglich gönnen. Denn Ratten sind intelligente, reinliche und höchst soziale Tiere, in Einzelhaltung werden sie depressiv. Darum platziert der Rattenclub jeweils am liebsten drei bis sechs Tiere aufs Mal. «Eigentlich sind Ratten die idealen Spielgefährten für Kinder, wenn die Eltern hinter der Sache stehen», findet Glatz «viel eher als Hamster und Meerschweinchen, die sich nicht gern streicheln lassen.»

Belle, die alte, schwarz-weiße Ratte, die bereits länger in der Pflegestation lebt, ist so verschmust, dass es schon fast nervt. Am wohlsten ist ihr, wenn man ihr nonstop den Bauch kraut. Dabei geben Ratten einen speziellen Laut von sich, nur können wir ihn nicht hören, weil er im Ultraschallbereich liegt. Das Hormon, das die Tiere dabei ausschütten, ist wie bei uns Menschen Dopamin – es erzeugt Glücksgefühle.

Ratten sind eigentlich Allesfresser, was aber nicht heisst, dass sie alles fressen, was ihnen begegnet. Dafür sind sie viel zu schlau. In der freien Natur merken sie am Mundgeruch der Rudelmitglieder, welches Futter geniessbar ist. Wenn nur ein Tier des Rudels das Futter verweigert, frisst der Rest aus Vorsicht nichts davon. Und: Wenn eine Ratte etwas Neues, Unbekanntes zu sich nimmt, warten die anderen 24 Stunden, bis sie es probieren – die Vorwitzige könnte sich vergiftet haben. Stirbt sie, ist dies der Beweis dafür. Eine brutale, aber nachhaltige Strategie, die der Arterhaltung dient.

Ratten spüren Tretninen auf

Neben den domestizierten, zutraulichen Nagern hat Ursula Glatz noch zwei andere Spezies in Obhut: zwei graue Gambias, Riesenhamster-Ratten aus Afrika mit einem Gewicht von zweieinhalb Kilo und einer Länge von neunzig Zentimetern (inklusive Schwanz). Kali und Kito sind Beschlagnahmen des Veterinär-amtes, vermutlich haben ihre ehemali-



Ursula Glatz, Präsidentin des Rattenclubs Schweiz. Foto: Christian Flierl

gen Besitzer sie von Deutschland in die Schweiz geschmuggelt, denn hier darf man sie ohne Sondererlaubnis nicht halten. In Afrika braucht man Gambias zum Aufspüren von Tretninen, sie werden mit einem speziellen Training auf den Geruch von TNT spezialisiert. Der Vorteil der Minenratten: günstig zu haben, hervorragender Geruchssinn, lernfähig und so leicht, dass sie die Minen nicht auslösen. In Gefangenschaft sind sie jedoch höchst problematisch: «Die beiden sind für mich auch heute, nach einem Jahr, noch eine harte Nuss», sagt Ursula Glatz.

Das Männchen Kito sitzt irgendwo in der grossen Wildvoliere und glänzt durch Abwesenheit. Und Kali, das Weibchen, packt die Nuss, die Ursula Glatz durchs Gitter hindurch, so rasch und aggressiv mit ihren spitzen Zähnen, dass Glatz die Hand blitzschnell zurückziehen muss. «Er ist scheu, sie beisst». Wilde Grossratten eben, die in einem normalen Privathaushalt nichts zu suchen haben. Dann doch lieber drei kleine Weisse, auch wenn sie nach zwei Jahren sterben.

www.rattenclub.ch; Tel. 078 670 33 31.

Leser fragen

Was hilft, wenns zum Davonlaufen ist?

Zufälligerweise bin ich auf die Arbeit des Berliner «Weglaufhauses» gestossen. Es handelt sich um eine antipsychiatrische Einrichtung, welche die übliche Vorstellung von Psychiatrie ordentlich auf den Kopf stellt. Was halten Sie davon? S. W.

Liebe Frau W.

So wenig psychiatrische Institutionen an sich die Hölle sind, so wenig ist das Weglaufhaus das antipsychiatrische Paradies. Aber in manchen Fällen eine sehr valable Alternative zur konventionellen Klinikbehandlung. Das Konzept der Weglaufhäuser (das in der «Irren»-Bewegung in den Niederlanden noch zur Hochzeit der alten Anti-Psychiatrie-Bewegung der Sechziger- und Siebzigerjahre entstanden ist) beruht vor allem auf dem Prinzip der Selbsthilfe. Das «Ver-Rücktsein», wie es im Weglaufhaus-Jargon heisst, wird nicht als Ausdruck einer diagnostisch zu fixierenden Erkrankung aufgefasst (daher auch der deklarierte Verzicht auf Diagnosen), sondern in erster Linie als eine ganz individuelle Krise, die mit intensiver (und ausgesprochen extensiver) Unterstützung durchgestanden werden kann.

Peter Schneider

Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.



Senden Sie Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

Zu den Prinzipien des Weglaufhauses gehört es, dass das Personal zu 50 Prozent selbst aus «Psychiatrie-Betroffenen» besteht, dass Medikamente (mit ärztlicher Hilfe) abgesetzt oder reduziert werden und dass eine 24-Stunden-Betreuung besteht, welche auch aus nächtlichen gemeinsamen Spaziergängen bestehen kann. Der Konsum von Drogen und Alkohol ist verboten. Ausserdem hilft die Institutionen den Bewohnern bei der Lösung von Alltagsproblemen – wie zum Beispiel der Wohnungs- und Arbeitssuche sowie beim Umgang mit Ämtern. Patienten, die in hohem Masse eine Gefahr für andere darstellen, können natürlich nicht aufgenommen werden.

Im Unterschied zur «alten» Antipsychiatrie zielt die «neue» weniger auf eine Kritik der gesellschaftlichen Vernunft, welche sich dadurch definiert, dass sie bestimmte Denkformen als Wahnsinn ausgrenzt, sondern auf einen pragmatischen Umgang mit den Lebenskrisen von (potenziellen) Psychiatriepatienten. Man könnte auch sagen: Während die gängige Psychiatrie ihre oft rat- und hilflosen Trial-and-Error-Verfahren mit dem flexiblen Ideologie-Mantelchen einer «multifaktoriellen» Verursachung der psychischen Erkrankung und eines ebenso multifaktoriellen Behandlungskonzepts umgibt, steht das Konzept des Weglaufhauses dafür, dass die Behandler nicht wesentlich klüger sind als die Behandelten, dafür im Augenblick belastbarer als diese. Das mag manchem nach therapeutischem Pessimismus klingen; anderen wiederum nach einem sehr realistischen Verzicht auf mancherlei therapeutische Illusion.

Buchtipps

Warum so mancher nach dem Sex einen machtvollen Drang zu schlafen empfindet und wann die einsame Weltumseglerin schläft? Wers wissen will, darf nicht einschlafen bei dieser Lektüre. Zwar handelt es sich nicht um das erste Lexikon rund um den Schlaf, aber doch um ein bemerkenswertes. Sean Coughlan, BBC-Journalist und Autor, tischt uns Häppchen auf aus dem Universum des Schlafens, Träumens und der Bettkultur aus historischer, medizinischer, psychologischer und philosophischer Perspektive. Seine Leitfrage «Warum behandeln wir den Schlaf so schäbig?» ist zugleich Appell an den Lesenden: dem Schlaf, dieser letzten unberührbaren Insel in unserer Rund-um-die-Uhr-Kultur, einen gebührenden Platz einzuräumen. (kat)

Sean Coughlan: *Das kleine Buch vom Schlafen. Von Bettgeflüster bis Schäfchenzählen. Aus dem Englischen von Susanne Kuhlmann-Krieg. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2010. 288 S., ca. 32 Fr.*

Sexistische Werbung Swisshotto vertritt sehr seltsame Glücksvorstellungen. Von Ariel Magnus

Schöne statt blöde Maschinen

Bin ich trotz meiner argentinischen Tango-Macho-Erziehung vom politisch korrekten Männer-Feminismus durchdrungen – oder sind die Swisshotto-TV-Spots wirklich so sexistisch? Ich meine jene mit den Arbeitern, die zu Millionären werden, und statt blöden Maschinen haben sie plötzlich schöne Maschinen in der Hand, darunter auch weibliche. Während sie beim Arbeiten von den Frauen kaum beachtet wurden, können sie sich als Lottogewinner nebst Luxusprodukten auch Luxusblondinen kaufen.

Die Idee dieser Werbungen ist an sich kurios, wenn man bedenkt, dass Lotto von staatlichen Behörden der Gemeinnützigkeit zugute betrieben wird. Also von Instanzen, die Arbeit und Arbeiter schon aus Erziehungsgründen als vorbildhaft darstellen sollten. Dass man durch harte Arbeit nie zu richtigem Geld kommt, ist zwar so bekannt, dass

nicht mal Papa Staat etwas anderes behaupten könnte. Dass man aber als Arbeiter keine hübschen Frauen bekommt, weil die nur auf Geld abfahren, grenzt an Zynismus. Überhaupt sind Arbeiter in diesen Spots unglückliche Menschen, die keine Familie haben beziehungsweise sie sofort verlassen würden, wenn sie sich dauerhaft Prostituierte leisten könnten.

Die Frauen kaufen sich frei

Merkwürdig in dieser Vorstellung ist ausserdem, dass sich Millionärsfrauen lieber Schuhe kaufen, als sich endlich mal an einem schönen Buben mit einer richtig grossen und mit Wiederholtaste ausgestatteten männlichen Maschine zu vergnügen. Während Männer also Geld wollen, um Sexangestellte an ihrer Seite zu haben, wollen es die Frauen, um sich Männer vom Hals zu schaffen. So ist die schöne neue Lottowelt.

Die Frauen mögen sich selbst verteidigen, indem sie keine reichen Männer heiraten und vor allem kein Lotto spielen. Als Mann, der irgendwann auch Lotto gespielt hat (ich komme aus dem Kontinent des magischen Realismus), möchte ich sagen, dass bezahlter Sex nicht gerade meine Vorstellung von Glück ist, sondern eher das Gegenteil. Die Angst, von einer Frau nur geliebt zu werden, weil ich reich bin, würde mein Leben ruinieren, vor allem seine horizontalen Horizonte.

Nach den Lottospots müsste eine Art Zwangsheirat der Hauptpreis für uns Männer sein – wobei der Wille der Braut egal wäre. Natürlich sind es die Frauen, die unter solchen Zwangsverhältnissen am meisten zu leiden haben, aber auch Männer, so meine ich, verpassen dabei die Möglichkeit, die Liebe zu erleben.

Aber ich werde kitschig wie ein Tango, womöglich auch genau so konservativ. Deswegen glaube ich gleichzeitig, dass ich mich vielleicht gewaltig irre. Vielleicht handelt es sich vielmehr um eine Art Antiwerbung, die darauf zielt, die potenziellen Spieler abzuschrecken, indem man ihnen auf sehr subtile Weise die Unsinnigkeit des Lottos vorführen will. Statt ihnen Statistiken zu zeigen, die beweisen, dass man dabei nur sein ehrlich erworbenes Geld verliert, gibt man ihnen zu verstehen, dass sogar in dem fast unmöglichen Fall des Lotto gewinns zugleich das Wichtigste verloren ginge: die wahre Liebe. Das Einzige (Bandoneon bitte, Geigen dazu), das man vermissen kann, auch wenn man es nie erlebt hat. Chan, chan.

Der argentinische Schriftsteller Ariel Magnus hat zwei Monate in Zürich gelebt.